ein bißchen und da bot sich für Wiedehopf ganz günstig die Gelegenheit, dem Papa Elwinas die Wünsche seines Herzens auszuschütten.

„Die Sache ist ganz schön und nett,“ sprach der Bankier und klopfte mit den dicken Fingern auf sein Bäuchlein, „doch mein Bester, sind Sie wohl auch in der Lage, mit Ihrer Kunst eine Frau Ihrem Stand entsprechend zu ernähren?“

„Aber, Herr Bankier,“ fiel da Kaspar fast beleidigt ein, „sehen Sie, heute erst erhielt ich den freudigen Bescheid, daß mein jüngstes Bild „Das neue Jahr“ in der Kunstausstellung von Paris einen Amerikaner zum Käufer gefunden hat und ...“

„Ah,“ meine innige Gratulation, Herr Wiedehopf, zu diesem großartigen Erfolg. Wie sind Sie doch bescheiden!“

„Bitte, bitte“, wehrte Kaspar ab, dem die Lüge im Herzen brannte.

„Doch“, fuhr Elwinas Papa weiter, „Sie werden entschuldigen, wenn ich als Vater meiner Tochter an Sie noch eine wichtige Frage richte! Künstler haben nicht selten auch — Nun, wie soll ich sagen —“

„Schulden, meinen Sie,“ half mit verstohlenem Lachen Kaspar darauf, „nein, Herr Bankier, ich habe zwar kein bares Vermögen, aber Schulden ... Gott bewahre mich davor!“

„Schon gut, schon gut. Dann noch etwas: Sie lieben also unsere Elwina wirklich?“

„Ach, wie Sie nur so fragen können, o wenn Sie wüßten.

„Na dann, wenn Elwina nichts dagegen hat und sich die Sache so verhält, wie Sie mir soeben sagten ...“

„Aber ich bitte Sie, Herr Bankier, Sie zweifeln doch an meiner Wahrheitsliebe nicht?“

„Das nicht, aber ... na ja, dann meinen Segen über euch, dann sei mein Kind mit ihren 30 000 Mk. — Ihr Eigen!“

Gott! war das ein Wort. War das ein Jubel, der nun in Kaspars Herzen losbrach. Solch ein Namenstagsgeschenk hatte er sein Leben lang noch nicht erhalten.

Heiraten ist doch ein wunderhübscher Beruf.

Vor übergroßer Freude stieß Kaspar im Vorraum an den Kleiderständer, daß „sein“ Zylinder vom Rahmen auf den Boden zu Füßen des Herrn Schmalbein tollerte.

„Das bedeutet Unglück, Herr Wiedehopf,“ sprach dieser und hob ihn auf.

„Unglück?“ lachte Kaspar auf, „wie könnte ein Zylinder Unglück bringen?“

Für ihn gab es doch überhaupt kein Unglück mehr. In seinem Kopfe schwirrten die Gedanken durcheinander; er war berauscht von Glück und Jubel.

Auf dem Heimweg in später Nacht stand die Zukunft sorgenlos vor seinem Geiste und im Traume sah er dreißig braune Lappen, mit welchen er auf weichem Sofa mit Elwina spielte.

Allein — es ist gar häßlich hier auf Erden eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.

Noch lag Herr Wiedehopf vom süßen Schlaf umfangen in den Daunen, als in seinem Zimmer die Glocke schrill erklang und zwei Minuten später ein Bote einen Brief und Paket übergab:

Kaspar rieb sich die Augen aus und las:

Geehrter Herr!

Haben Sie die Güte, dem Ueberbringer dieses Briefes den Hut des Herrn Balthasar Schmalbein zu geben, den Sie gestern abend mit dem „Ihrigen“ verwechselt haben. „Ihr“ Hut folgt anbei.

Geehrter Herr! Ihre Wahrheitsliebe ist nicht allzu groß. Sie haben mich gestern schändlich hintergehen wollen. Doch „Ihr“ Zylinder hat Sie verraten. Mit Elwinas Heirat wird es nichts und wollen Sie den Grund hiefür erfahren, dann, bitte, lesen Sie nur Ihre Huteinlagen. Habe ich durch das Lesen so intimer Sachen auch eine Indiskretion begangen, so mußte ich dies tun, um den Besitz des Zylinders zu ermitteln, da der Hut mit J. M. und nicht mit den Anfangsbuchstaben Ihres Namens K. W. gezeichnet war.

Melchior Zwicknagel.

Kaspars Augen wurden groß und größer. Hastig riß er das übersandte Paket auf, da lagen im Zylinder seines Freundes Isidor: der abschlägige Brief der Kunstausstellung von Paris betreff sein jüngstes Werk: „Das neue Jahr“; dann eine Schneiderrechnung auf 600 Mk. und ein Spielschuld von nicht weniger als 3000 Mk.

In der Eile hatte er also diese unheilvollen Dokumente als Huteinlagen benutzt.

Kaspar griff sich an die Stirne und stöhnte auf: „O, der Unglückshut und mein — entschwundener Beruf!“

Vater und Sohn

Eine orientalische Sage.

Ein reicher Mann hatte einen einzigen Sohn. Als der Vater auf dem Totenbette lag, rief er den Sohn zu sich und sagte: „Schau einmal in das Nebenzimmer, mein Sohn Dort siehst du alle Schätze, die ich mir in einem langen, arbeitsamen Leben erworben habe. Wenn du fleißig und mäßig bist, kannst du nicht nur selbst davon leben, sondern sie auch deinen Nachkommen hinterlassen. Sie werden sich ständig vermehren. Vergeudest du sie aber, so daß du in Not und Elend gerätst, so wisse, daß ich dort drinnen einen Nagel in die Wand geschlagen habe. Hänge dich lieber an ihm auf, als daß du umhergehst und bettelst.“

Bald darauf starb der Vater. Der Sohn arbeitete nicht, sondern verjubelte das Geld und hatte im Laufe weniger Jahre das ganze Vermögen verpraßt. Als er schließlich nichts mehr besaß, fielen ihm die Worte des Vaters ein: „Ja, der Vater hatte recht,“ sagte er. „Wenn ich jetzt, wo ich den Wert des Geldes kennengelernt habe, dieselbe Summe besäße, die er mir hinterließ, würde ich danach streben, das Ererbte zu vermehren, statt es zu vergeuden. Aber was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Habe ich den ersten Wunsch erfüllen, und mich an der Stelle aufhängen, die er mir an- meines Vaters nicht erfüllt, so werde ich also seinen zweiten gewiesen hat, damit ihm an seinem Grabe die Schmach erspart bleibt, daß ich als Bettler durch die Welt ziehe.“

Er nahm einen Strick und befestigte ihn an den Nagel. Aber dieser gab nach, lockerte sich und fiel heraus. In der Wand öffnete sich aber eine Spalte, und Gold, reines glänzendes Gold rollte ihm entgegen.

Drinnen hatte der Vater die Hälfte seines Vermögens verborgen. Er hatte richtig gerechnet. Erst jetzt verstand der Sohn den Wert des Geldes zu schätzen.

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 6: Vexierbilder.



Wo ist der Holzfäller?

Nr. 7: Besuchskarten-Rätsel.

N. D. A. Wärtern
Halle

Wer den Beruf wissen will, den dieser Herr ausübt, muß die Buchstaben der Besuchskarte umstellen. Richtig gestellt ergibt sich eine mit „A“ beginnende Berufsbezeichnung.

Fritz Blankenfels.

Auflösungen aus Nr. 4.

Nr. 5. Bilderrätsel: Es hat mancher einen schönen Zaun um seinen öden Garten.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher GmbH. Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage zur Brühler Zeitung

Nr. 5 — Sonntag, den 1. Februar — Jahrgang 1925

Zum Feste Mariä-Reinigung

(2. Februar.)

O reinste Mutter, deine Augen
Zu uns armen Sündern wend',
Die in bitt'rer Not geläutert,
Treu dir schwören bis ans End'.
Ewig wollen wir dich preisen,
Lieb' und Ehrfurcht dir erweisen.

O reinste Mutter, deine Hände
Breite weit und schützend aus
Ueber alle deine Kinder,
Die da steh'n im Kampfgebraus,
Daß sie fest auf dich vertrauen,
Stets auf deine Hilfe bauen.

O reinste Mutter, deine Füße
Laß an wilden Gründen steh'n,
Wo verirrte Gottesschäflein
Des Verderbens Wege geh'n.
Führ' sie, Mutter voll der Gnade,
Liebend wieder Heilespfade.

O reinste Mutter, deinem Herzen
Empfehlen wir die ganze Welt,
O daß von seinem Strahlenglanze
Ihr tiefes Dunkel werd' erhellt,
Und wieder Ruh und sel'ger Frieden
Der ganzen Menschheit sei beschieden.

Maria Abels.

Die Magd des Gehorsams

Von cand. theol. Johannes Kelz.

Am Tage Mariä Lichtmeß oder Reinigung versetzen wir uns im Geiste in das gelobte Land, wo zwischen Wäldern und Feldern einsam die heilige Familie zum Tempel hinwandert. Noch mag die Morgenröte nicht verblichen sein, noch mögen die Karawanen von ihrem Nachtlager nicht aufgebrochen sein, noch mögen die Fürsten Palästinas den Tag nicht angebrochen haben, da tritt Maria, die Reine, in das Gotteshaus, um ihrer Mutterpflicht zu genügen, obwohl sie der Reinigung nicht bedurfte; aber was sie in ihrer Reinheit und Unbeflecktheit nicht zu erfüllen brauchte, das tat sie aus Gehorsam gegen das Gesetz, das ja der selbst angeordnet hatte, den sie auf ihren Armen trug.

Wo finden wir in aller Welt einen solchen Gehorsam? Wo wäre einer, der sich einer Handlung hingäbe, der er nicht durch so und so viele Paragraphen und Aufsichtsposten verpflichtet wäre? Wer sieht denn eigentlich in unsern Tagen noch jemand über sich stehen, dem er Folge leisten müßte? Wer glaubt denn noch, daß ihm ein anderer befehlen könne, und wer führt einen erhaltenen Befehl nach Kräften aus, als höchstens einer, der dadurch eine Stufe höher zu kommen glaubt, angefangen von dem einfachsten Diener bis zum Meister in einem großen Werk. Alle wollen sie auf den Leuchter gehoben werden und von oben herab denjenigen Gehorsam auferlegen, mit denen sie früher vereint gegen die Gehorsamsbezeugungen zu Felde gezogen sind.

Und die Zeit verrinnt, Tage und Wochen vergehen; aber die Zeit weist keine Fortschritte auf; denn überall wird sie verfolgt von der Unrast des Eigensinns und Eigenwillens. Ja, es ist wie im Götterhimmel der alten Griechen, wo jeder Nebenbuhler gestürzt und jeder Anmaßende gestraft wurde. Nur die Selbstherrlichkeit durfte gelten und das Gefühl, unterdrücken zu können. Ebenso geht es heute, wo ein jeder das Bewußtsein seiner selbst bewundert, das sich so oft zum Schattenbild erniedrigen muß, wenn ein Licht es beleuchtet. Ja, wir leben im Zeitalter des stolzen Selbstbewußtseins, im Zeitalter des nagenden Egoismus, im Zeitalter des unbefugten Strebens, wo Alles nur auf Größe und Erhabenheit eingestellt ist. Aber es ist nur eine Theatergröße und ein Flitterglanz, dem man keine Echtheit zuschreiben kann. Wo auch immer von einem Selbstbewußtsein gesprochen werden darf, da muß der Mensch etwas leisten und mal sicher etwas geleistet haben.

Und doch, in einer guten Stellung Unterwürfigkeit zu verlangen, ist nicht schwer; viel schwerer ist, selbst zu gehorchen, und daran krankt unsere Zeit. Die Gesetze lehnt man ab und begehrt nach leerer Willkür, nach Unsitten, nach Ungerechtigkeit, nach Bequemlichkeit, die in jeder Gelegenheit ihren Tribut sucht, nicht um zu verbessern und zu veredeln, nein, um selbst die Früchte einer unseligen Handlung genießen zu können. Und es will der Mensch von heute ja nur genießen, sich zerstreuen, sich zersplittern, um all die lästigen Gedanken von Recht und Rechtschaffenheit los zu werden, um gegen alles Gute eben zu wettern. Da läßt sich ein Gehorsam nicht mehr verwenden. Er muß herabsinken zu einer alten Methode. Es ist ja heute die Zeit der Mode. Alles, was in die Ungerechtigkeit und Brutalität und Zuchtlosigkeit nicht hineinpaßt, muß verbannt werden auf die einsamsten Inseln im stillen Ozean, damit nur ja da kein Schade angerichtet wird, wo der Unglaube einmal festen Fuß gefaßt hat. Und lehrt man nicht den direkten Ungehorsam in gewissen Schulen, wo man neue Erkenntnisse konstruiert und somit eine Generation aufwachsen läßt, die genau so werden muß, wie die Anschauungen derer, die heute ihr religionsloses Arbeitsfeld noch nicht ganz beherrschen. Aber so wird es nicht kommen, der Unglaube wird nicht siegen über die Gerechtigkeit. Nie, nimmer! Wo noch ein Glöcklein in früher Morgenstunde Menschen zum gemeinsamen Bekenntnis zusammenruft, da muß der Unglaube zerschellen; denn unsere Gebete dringen durch die Wolken und werden erhört. Und in dieser Erhörung leben all die Tausende, die festhalten an Recht und Gerechtigkeit.

Die Magd des Gehorsams, sie hat es gewußt, daß es so kommen werde; denn der greise Simeon, der am Tage ihrer Reinigung im Tempel zugegen war und sie segnete, hat es ihr gesagt: Deine eigene Seele wird ein Schwert durchstoßen, und es werden die Gedanken vieler Herzen offenbar werdenden. Für Maria war es ein hartes Wort; aber sie brauchte sich nicht zu entscheiden; sie wußte, daß ihr Erdenleben nur dazu diente, dem Allerhöchsten zu huldigen und zu gehorchen. Und in diesem Gehorsam stieg sie empor in die himmlische Glorie. Dieses hingebende Leben der Magd des Gehorsams geziemt auch uns Christen, immer wieder tiefer zu erwägen und nachzuahmen; denn wer von uns wollte bekennen, daß die Willkür und der Egoismus und der klaffende Ungehorsam unserer Tage berechtigt ist?

Vergeltet nicht Böses mit Bösem.

Erzählung von Werner Granville-Schmidt.

Nachdruck verboten.

Es war um die Nachmittagsstunde, in den Tagen vor dem Feste der Liebe. In weichen, weißen Flocken rieselte der Schnee zur Erde; aber die hastenden Großstadtmenschen achteten seiner glitzernden Schönheit nicht; sie traten ihn unter die Füße, so daß er bald nur noch als eine schlammige, unansehnliche Masse die Straßen bedeckte.

Draußen am Fluß, der träge seine schmutzig-grauen, mit Eisschollen vermischten Fluten an der alten Hansestadt vorüberwälzte, befanden sich die Lagerschuppen des bekannten Baumwoll-Importeur Willem G. Stinnes.

Gerade in diesen Tagen hatte ein gewaltiger Landungsansturm stattgefunden und obwohl die Schauerleute der Firma Stinnes abwechselnd Tag und Nacht durcharbeiteten, lagen die löschbereiten Baumwolldampfer, die ihrer

Abfertigung harrten, nicht nur hinter-, sondern sogar noch nebeneinander an der langen Kaistrecke.

Alles atmete hier Leben und Bewegung. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen wimmelten die Arbeiter durcheinander; aber diese verwirrende Unordnung war nur scheinbar; denn in Wirklichkeit erfüllte jeder seine scharf abgegrenzte Pflicht und das ganze Getriebe vollzog sich mit der Präzision eines Uhrwerks. An dieser Stätte tönte eindrucksvoll das Hohelied der Arbeit, und keine schönere Begleitung konnte es dazu geben, als das Rattern der Winden, das Fauchen der mächtigen Kräne, die mit spielender Leichtigkeit die Baumwollballen aus dem gähnenden Schiffsraum emporhoben, um sie ebenso sanft auf die Schuppenrampe niederzusetzen. Dazu kam noch das Lärmen der vielen Menschen und das durchdringende Trillern der Bootsmannspfeifen. — Und über dies Chaos ergossen die zahlreichen elektrischen Bogenlampen, die längs der Schuppenstrecke in regelmäßigen Abständen verteilt waren, ihr taghelles, strahlendes Licht.

Gegen fünf Uhr strömte ein neues Arbeiterheer durch die hohe, eiserne Gitterpforte, die die Lagerschuppen von der öffentlichen Straße trennte. Diese Arbeiter sollten ihre bisher tätigen Kollegen ablösen und die Nacht durcharbeiten. Viele der Leute trugen mürrische, verdrießliche Mienen zur Schau; denn wenn die Nachtarbeit auch besser bezahlt wurde, so hatte doch der Gedanke, in dieser eisigen Winternacht im Freien verbleiben zu müssen, während sich andere Menschen behaglich im warmen Bett dehnten, wenig Erfreuliches.

Unter den neu Kommenden befand sich auch ein Mann, der sich in gewisser Hinsicht von seinen Genossen unterschied. Trotzdem er sich im Arbeitszeug befand, machte er einen ordentlichen, sauberen Eindruck. Seine kräftige, große Gestalt mochte sonst etwas Soldatisches an sich haben; heute aber war sie schlaff zusammengesunken und die Beine verrichteten nur unsicher ihren Dienst.

Der Mann war allem Anschein nach angetrunken. Zwei Kollegen, die dicht hinter ihm gingen, hatten seinen Zustand bemerkt und tauschten nun im Flüsterton ihre Gedanken aus.

„Nein, mit dem Krause wird es immer ärger; jetzt kommt er schon nachmittags betrunken zur Arbeit. Wenn das nur nicht bald ein schlechtes Ende mit ihm nimmt."

Der andere nickte. „Ja, es ist wirklich schade um den Menschen. Früher soll er ja mal Unteroffizier gewesen sein; aber da hat er im Rausch einen dummen Streich gespielt und sie haben ihn hinausgeworfen. So wird es ihm bei Stinnes auch noch gehen; denn der „Alte" versteht in solchen Sachen keinen Spaß. Mich wundert nur, daß es bis jetzt noch immer gut gegangen ist und daß er sich noch so sauber hält."

„Da sorgt seine Frau dafür!" erklärte der erste wichtig. „Wenn er die nicht hätte, wäre er wohl schon längst ganz auf den Hund gekommen."

Der Eintritt in den Schuppen machte ihrer weiteren Unterhaltung ein Ende. Auch Emil Krause hatte den Schuppen erreicht und begab sich unsicher taumelnd nach der Kaistrecke, die ihm von vornherein als Arbeitsplatz angewiesen war. Polternd warf er die Blechkanne, die seine Frau vorsorglich mit starkem Kaffee gefüllt hatte, zur Erde und hing unordentlich seinen Rock an einen Nagel.

Der Schuppenaufseher musterte nach alter Gewohnheit die Kommenden und ein Blick in Krauses gerötetes Antlitz zeigte ihm, daß der Mann trotz mehrfacher, ernstlicher Vermahnungen doch wieder des Guten zuviel getan hatte. Zuerst aber schwieg er noch; denn er drückte gerne ein Auge zu und sah den Leuten manches nach, wenn sie nur ihre Arbeit zu seiner Zufriedenheit verrichteten.

Es gehörte zu den Obliegenheiten Krauses, die an der Rampe niedergesetzten Baumwollballen auf einen niedrigen, stark gebauten Karren zu laden und sie ganz in den ausgedehnten Wellblechschuppen zu verbringen. Dort warteten schon wieder andere Arbeiter, die die Ballen in Empfang nahmen und sie kunstgerecht aufstapelten. An einigen Stellen reichten die Ballen bereits bis dicht unter die Bedachung. Emil Krause belud mit Mühe und Not seinen Karren. Eine ganze Strecke schrägelte er erst in bedrohlicher Nähe der Schuppenrampe entlang, ehe er seine Last an ihren Bestimmungsort zu schaffen vermochte. Die Arbeitskollegen ergingen sich in drastischen Andeutungen und der Schuppenaufseher schüttelte bedenklich den Kopf. Nichtsdestoweniger ließ er den Angetrunkenen in Frieden, weil er ihn sonst hätte melden müssen.

Wieder hatte Krause unter Beihilfe eines mitleidigen Kollegen seinen Karren beladen; aber die vom Alkohol geschwächten Arme und Beine versagten ihren Dienst. Er lavierte so hart an der Schuppenrampe entlang, daß das eine Rad über die Rampe hinauslief und ein Kippen der Ladung unvermeidlich wurde. Zu spät versuchten ein paar Arbeiter hinzuzuspringen; Krause ließ einfach die Handgriffe des Karren fahren und die schweren Baumwollballen schossen auf die Straße nieder, die zwischen dem Wasser und dem Schuppen entlang lief. Nur mit knapper Not entrannen einige unten beschäftigte Kollegen dem Getroffenwerden.

„Nun ist's genug, Krause!" wandte sich der Aufseher schroff an den wie betäubt stehenden Pechvogel. „Sie machen sich und andere ja noch unglücklich. Ziehen Sie sofort Ihren Rock an; ich muß Sie melden und Sie müssen mit nach dem Privatkontor!"

Mechanisch nahm der Betrunkene seinen Rock vom Nagel und zog ihn über; dann folgte er dem Aufseher, krampfhaft bemüht, sich geradezuhalten. Ihm war gar nicht wohl zumute, als sie nach dem Wohnhaus des Importeurs, das dicht am Ende der Schuppen lag, hingingen; denn der Schreck hatte ihn doch etwas ernüchtert und er konnte sich nicht verhehlen, daß er einer peinlichen Viertelstunde entgegenging.

Willem G. Stinnes, ein hoher Vierziger, saß vor seinem Schreibtisch in dem schlicht eingerichteten Privatkontor. Der dunkle Vollbart, die buschigen Augenbrauen verliehen seinen Zügen etwas Finsteres. Uebrigens paßte sein Aeußeres auch zu seinem Charakter; denn man kannte ihn als einen sehr strengen Herrn, der keine Rücksichten kannte, wenn es galt, seine Autorität zu wahren und seinen Willen durchzusetzen. Andererseits rühmte man ihm aber auch seine hohe Rechtlichkeit nach und seine Hilfsbereitschaft, wenn es galt, einem unverschuldet in Not Geratenen wieder auf die Füße zu helfen.

Mit emporgezogenen Brauen sah der Handelsgewaltige den Aufseher in Begleitung des Arbeiters eintreten, denn er ahnte sofort, um was es sich hier handelte. Schweigend hörte er den Bericht des Aufsehers an. Seine Hand, die nur ein schlichter Ehering zierte, spielte mit dem Brieföffner, und seine klaren, stahlgrauen Augen hefteten sich durchdringend auf das Gesicht des Arbeiters, der die Blicke verlegen und scheu erwiderte; hoffte er doch, in den Zügen seines Brotherrn sein Urteil zu lesen. Jedenfalls machte er sich auf eine gehörige Standpauke gefaßt und wünschte sehnlichst den Augenblick herbei, wo er das Zimmer wieder verlassen durfte.

Als der Aufseher geendet hatte, lehnte sich Stinnes im Schreibtisch zurück und wandte sich an den Arbeiter: „Sie wissen, Krause, daß ich keine Menschen in meinem Dienst haben mag, die ihre Begierden nicht zu zügeln wissen. Ich habe Sie oft genug auf die Folgen Ihres unseligen Lasters aufmerksam gemacht und Sie haben auch Besserung gelobt. Der heutige Vorfall schlägt dem Faß den Boden aus — meine Langmut ist endlich erschöpft — ich entlasse Sie hiermit aus meinen Diensten!"

„Wie — entlassen — so kurz vor den Feiertagen?" stammelte der Arbeiter ganz entgleistert. Seine Knie zitterten und kaum vermochte er sich aufrecht zu halten. Verzweifelt wandte er ein: „Sie werden mich nicht unglücklich machen, Herr Stinnes? — Ich habe Ihnen fünf Jahre gedient!"

Der Handelsherr hob abwehrend die Hand. „Nicht ich, Sie selbst haben sich unglücklich gemacht! Was nützen mir die fünf Dienstjahre, wenn Sie dafür jetzt Ihre Pflichten so gröblich verletzen! Nein, Krause, so leid es mir um Ihre brave Frau tut, ich kann meinen Willen nicht abändern. Sie verderben mir die andern Arbeiter noch mit. Schließlich heißt es: Wozu sollen wir noch nüchtern sein — der Krause kann es sich ja auch erlauben, betrunken zur Arbeit zu kommen. — Doch genug davon! Ausnahmsweise will ich Ihnen die heutige Nachtarbeit noch vergüten, obwohl Sie eben erst gekommen sind. Das ist alles, was ich für Sie tun kann und will. Lassen Sie sich Ihr Arbeitsbuch aushändigen. Das Geld können Sie sofort an der Kasse erheben. — Auf Wiedersehen!"

Willem Stinnes beugte sich wieder über seine Papiere und deutete dadurch an, daß er die Unterredung für beendet hielt.

Emil Krause war wie vor den Kopf geschlagen und seine Trunkenheit war wie fortgewischt. Er wagte es auch gar nicht mehr, sich aufs Bitten zu verlegen; denn er fühlte selbst, es hätte ihm nichts mehr genützt. Wie er dem Aufseher aus dem Kontor folgte, hätte er aufschreien mögen vor wildem Weh und seine Zähne bohrten sich verzweifelt in die Unterlippe. Alles andere hatte er erwartet, nur nicht, daß man ihn kurz vor dem Fest auf die Straße setzte.

Mechanisch ließ er sich das Arbeitsbuch aushändigen, mechanisch nahm er seinen Lohn in Empfang; dann befand er sich plötzlich, sich selbst unbewußt, auf der abenddunklen,

menschenleeren Straße. Nur gedämpft drang das Lärmen des nimmer rastenden Arbeitsbetriebs von den Schuppen herüber.

Willenlos stolperte Krause vorwärts. Es war ihm, als hätte er gar keinen Kopf, als fülle eine ungeheure Leere sein ganzes Inneres aus. An der Schleuse, die einen Nebenarm des Flusses in die Stadt sandte, blieb er stehen und lehnte sich auf das kalte Eisengeländer.

„Ich kann nicht nach Hause!" murmelte er gepreßt. „So kann ich meinem Weib nicht vor Augen treten. — O Gott!" —

Seine Blicke fielen nieder auf das dunkle, raunende Wasser, das so lauernd, lockend an den Schleusenwänden emporleckte. — „Wenn ich den Sprung wagte, wäre alle Scham, alle Sorge vorüber!" schoß es ihm durch den fieberheißen Kopf. Wieder dachte er an sein Heim, an sein stilles, schaffendes Weib und an sein blondes Töchterchen, das er abgöttisch liebte. Ein Grauen erfaßte ihn plötzlich vor den dunklen Fluten, gewaltsam riß er sich los und schritt weiter in die Stadt hinein. Allmählich machte seine Verzweiflung einem wilden Hasse Platz. — Warum mußte der hartherzige Kaufmann es gleich zum äußersten kommen lassen? Hatte er nicht fünf Jahre treu gedient und konnte verlangen, daß man ihm sein Vergehen nicht so schwer anrechnete? Wer hatte denn nun eigentlich die Schuld, daß er seine Stelle verloren hatte, daß statt der Festtagsfreude Kummer und Sorge in sein Heim einzog? — Doch nur sein Brotherr, der ihm mit kaltem Blute den Stuhl vor die Türe setzte, der ihn unbarmherzig ins Elend stieß! —

Immer tiefer redete sich der Verbitterte in Zorn, seine Fäuste ballten sich drohend und in seine Augen kam ein wildes Flackern. „Warte!" knirschte er zwischen den Zähnen und hob die Faust nach jener Richtung, wo Stinnes Villa lag, „warte nur, ich werde es dir anstreichen. Einen Denkzettel will ich dir wenigstens geben, heute noch!"

Auf der anderen Seite der Straße sah er eine kleine Kneipe liegen. Dort hatte er schon manchmal, wenn er von der Arbeit kam und seinen Wochenlohn ausbezahlt erhalten hatte, ein Gläschen getrunken. Der Wirt begrüßte den ihm bekannten Gast mit freundlichem Kopfnicken, aber nur mürrisch erwiderte Krause den Gruß. Er bestellte sich ein großes Glas Schnaps und stürzte es in einem Zug herunter; dann stützte er den Kopf auf die Handfläche und starrte düster brütend vor sich nieder.

Fortsetzung folgt.

Der neue Beruf.

Humoreske von Anton Schello.

(Nachdruck verboten.

Kaspar Wiedehopf, seines Zeichens Landschaftsmaler, saß traurig in seinem kalten Atelier. Das neue Jahr hatte kaum begonnen und schon war wieder eine bittere Enttäuschung über ihn gekommen. Sein jüngstes Werk „Das neue Jahr" war von der Kunstausstellung zurückgewiesen worden und hiermit seine letzte Hoffnung, es an den Mann zu bringen, jämmerlich gescheitert.

Aber nicht nur dies, auch sein Mut und seine Schaffensfreudigkeit war dahin. Verbittert und enttäuscht kehrte er dem „neuen Jahr" den Rücken und Pinsel, Farben und Palette wurden in einen dunklen Winkel des Ateliers verbannt und dem Staube überlassen.

Es war ja völlig aussichtslos, sich noch weiter zu plagen; er zählte eben zu den „unverstandenen" Genies und Künstlern, denen, solange sie am Leben sind, das holde Glück nun einmal nicht gewogen ist.

Hatte er bisher mit fieberhafter Tätigkeit geschafft, so folgte jetzt bei ihm eine Zeit des süßen Nichtstuns — doch nur zu bald war in seiner Kasse nichts mehr als der leere Boden. Verhungern wollte er gerade auch nicht und so galt es, wohl oder übel, einen neuen Beruf zu suchen, der seinen Mann ernährt und über Wasser hält.

Einen neuen Beruf? Brrr.. Herr Wiedehopf fuhr sich durch die Künstlerlocken und sann und sann. — Einen neuen Beruf? War leicht gesagt, doch schwer gefunden.

Endlich nach langem Brüten ging ein Götterfunke durch seinen Sinn.

„Hab's gefunden," rief er, mit den Fingern schnalzend, aus und sprang freudig vom Stuhl auf, „habs gefunden, mein neuer Beruf sei — Heiraten; nur ein Heirat kann mich vor dem Untergang erretten."

Der Gedanke dünkte ihm famos und dennoch ... Heiraten ...? Ganz recht — aber — Wo ist die Braut?

Drei Tage sann er der Lösung dieses Rätsels nach; schweren Herzens kam er am vierten Abend heim und fand auf seinem Tisch folgendes Briefchen liegen.

„Herr und Frau Zwicknagel geben sich die Ehre, Sie morgen, abends um 7 Uhr, am Feste der hl. drei Könige, zur Feier des dreifachen Namensfestes mit Herrn Balthasar Schmalbein einzuladen."

Melchior und Brigitta Zwicknagel, Bankier. Ueber des Künstlers Gesichtszüge flogen Schatten. Was tun? Lachen oder traurig sein? Grund hatte er zum einen, wie zum andern. Dachte er an seine Garderobe, so war die Einladung für ihn eher alles als freudeweckend, dachte er hingegen an Herrn Zwicknagels reiches Töchterlein Elwina, dann durfte er nicht abschlagen; konnte ihn doch die Einladung seinem neuen Beruf ein schönes Stückchen näher bringen. Denn das wußte er: Elwina hatte ihn, den Künstler, längst schon in ihr Herz geschlossen und weshalb hätte sie dieses auch nicht sollen? Kaspar war ein hübscher, flotter junger Mann mit artigen Manieren, gewandt und witzig in der Unterhaltung und in seinem Fach ein Künstler und das klang für Elwina wie liebliche Musik. Sie, die Gattin eines Künstlers, dessen Bilder in der Kunstausstellung ...

Nun, in diesem letzten Punkte gingen Kaspars und Elwinas Ansicht allerdings ganz gründlich auseinander und leider war seine Ansicht in diesem Fall die richtige.

Allein das verschlug bei Kaspar wenig.

„Ausgemacht, ich gehe hin," beschloß er endlich. „Doch die Garderobe? Woher nehmen und dabei nicht stehlen?"

Sollte er zu seinem Schneider gehen? Unmöglich — diesem Manne durfte er schon übers Jahr nicht mehr unter die Augen treten. Vielleicht war im Leihgeschäft etwas zu bekommen? Sicher, wenn man bares Geld aufwies.

Halb verzweifelt sah Kaspar, den Brief des Herrn Melchior Zwicknagel in der Linken, an die Wand seinem Sitze gegenüber und sein Blick fiel auf das Bild seines Freundes Isidor Mehl.

„Hei, Isidor, du bist mein Punkt, du sollst mir helfen," jubelte der Künstler freudig auf, „du wirst mir morgen an meinem Namensfeste die Gefälligkeit erweisen, mit deiner Garderobe zur Gründung meines Lebensglückes beizutragen."

Kaum waren diese Worte noch nicht recht verklungen, machte sich der Künstler auf den Weg zu Isidor und da dieser den nächsten Tag im Kreise seiner Lieben zu verbringen vorhatte, konnte er dem Freunde den Liebesdienst erweisen.

Und des Abends spät, da die Sonne schon zu Bett gegangen und der Mond noch hinter allen Bergen schlief, wanderte der Paradeanzug auf Kaspars Junggesellenbude.

Der große Abend sank neblig hernieder. Kaspar machte schon drei Stunden bei Lampenschein Toilette vor dem großen Spiegelschranke. Bis jedes Härchen auf dem hohen Scheitel richtig lag, bis die Hose, die Weste und der Gehrock richtig saßen, bei Gott, das brauchte Zeit. Endlich war das große Werk getan; Kaspar gefiel sich selbst, er war tipp topp beisammen, der reinste Kavalier — wenn auch in „fremden Sachen".

Noch kam der Hut, das hohe Werk zu krönen, doch, daß der Himmel sich erbarm, der Zylinder des Isidor war ihm zu weit; er rutschte hin und her und sank dem armen Kaspar über Aug' und Ohr tief ins holde Angesicht.

Ein neues Hindernis.

Neues angestrengtes Denken. Entbehren konnte er die Angströhre auf keinen Fall; dem Uebel mußte also auf irgendwelche Weise abgeholfen werden und zwar schnell. Denn auf sieben war er eingeladen und schon stand der Zeiger seiner Uhr auf halb.

Ratlos blickte er sich im Zimmer um. — Halt! Auf dem Tische lag Papier, schnell einige Bogen glatt zusammengestreift, zwischen Hut und Ledereinlage eingelegt und der Zylinder saß tadellos, ein letzter selbstgefälliger Blick noch in den Spiegel, noch eine Memphis, die letzte ihres Stammes, angesteckt, dann gings hinaus und vorwärts, dem „Lebensglück" entgegen.

Die Uhr schlug sieben, als Wiedehopf bei Zwicknagels ankam. Freudig empfing man ihn, graziös legte er „seine" Sachen, Paletot und Zylinder, im Vorraum ab und nach gegenseitigem Sich-Gratulieren setzte man sich sofort zum Festmahl nieder. Kaspar, Melchior und Balthasar als Festtagskleeblatt der Tafel rechts, Frau Zwicknagel und Elwina links derselben. Das Essen hatte für Kaspar trotz seines nicht geringen Hungers wenig Interesse, das Liebste war ihm der Umstand, daß ihm Elwina gegenübersaß. War er anfänglich auch ein bißchen schüchtern, der edle Rebensaft löste schließlich Herz und Zunge und so wagte er im günstigen Momente eine Erklärung. Elwina wurde rot. Ihre Antwort war ein leises Lächeln und ein Augenzwinkern zum Vater hin, das Kaspar wohl verstand. Der Papa war also die Adresse, an die er sich noch wenden mußte.

Die Tafel wurde aufgehoben; man erging sich im Salon